

zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

21. Jahrgang 1991
22. Jahrgang 1992



zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

21. Jahrgang 1991

Nr. 1, Januar/Februar 1991/21. Jg.

Angst und Religion (23. bis 25. November 1990, Innsbruck)

Hans Rotter SJ, Innsbruck
Hartmann Hinterhuber, Innsbruck
Heinrich von Stietencron, Tübingen
Ulrich Hommes, Regensburg
Peter Hünermann, Tübingen

Abend-Kolleg. Leben aus christlicher Verantwortung. Christlich verantwortetes Leben. Grundlegungen (2. Oktober bis 13. November 1990, München)

Alfons Auer, Tübingen
Albert Keller SJ, München
Johannes Gründel, München
Richard Heinzmann, München
Robert Spaemann, München
Josef Rief, Regensburg
Antonellus Elsässer OFM, Eichstätt

Sprung nach vorn. 25 Jahre nach Abschluß des Zweiten Vatikanums. Christlicher Glaube an der Schwelle zum 3. Jahrtausend (8. Dezember 1990, München)

Jacob Kremer, Wien

Ein Land – zwei Völker. Juden und Araber in Israel (22. November 1990, München)

Schalom Ben-Chorin, Jerusalem

Wohin führt der Weg? Zur Analyse der gegenwärtigen religiösen und kirchlichen Situation (10. Dezember 1990, München)

Eugen Biser, München

Nr. 2, März/April 1991/21. Jg.

Abend-Kolleg. Leben aus christlicher Verantwortung. Verantwortung für die Schöpfung (20. November bis 4. Dezember 1990, München)

Philipp Schmitz SJ, Frankfurt
Wilhelm Korff, München
Günter Altner, Koblenz

John Henry Newman. Wegbereiter des Glaubens in einer aufgeklärten Welt. Zum 100. Todestag des Kirchenvaters der Neuzeit (1. Dezember 1990, München)

Victor Conzemius, Luzern
Peter Neuner, München
Franz Wiedmann, Würzburg

Glaube zur Zeit Jesu. Die jüdische Gemeinde von Qumran. Aus der neueren Forschung an den Schriftrollen vom Toten Meer (12. Januar 1991, München)

Shemaryahu Talmon, Jerusalem

Jesus von Nazaret. Jüdisches Erbe und Neuer Bund (16. Februar 1991, München)

Heinz-Josef Fabry, Bonn
Joachim Gnilka, München
Gerhard Dautzenberg, Gießen

Mehr als graue Theorie? Katholische Soziallehre neu gefordert. Kritische Anfragen 100 Jahre nach „*Rerum novarum*“ (22./23. Februar 1991, Nürnberg)

Franz-Josef Stegmann, Bochum

Lothar Schneider, Regensburg
Raymond Mengus, Straßburg
Friedhelm Hengsbach SJ, Frankfurt
Dietmar Mieth, Tübingen

Nr. 3, Mai/Juni 1991/21. Jg.

Mensch und Universum. Ursprung, Werden und Vergehen der Welt aus astronomisch-kosmologischer Sicht (26. Januar 1991, München)

Johann Dorschner, Jena

Änderung des Grundgesetzes? (10./11. Mai 1991, München)

Paul Kirchhof, Heidelberg

Diskussion um die Abtreibung (10./11. Mai 1991, München)

Johannes Gründel, München

Erzähltes und gelebtes Evangelium. Lebensläufe – Glaubensgeschichten. Am Beispiel von Sophie Scholl und Friedrich Spee SJ (24. März 1991, München)

Gottfried Bachl, Salzburg

Abend-Kolleg. Leben aus christlicher Verantwortung. Verantwortung für Wirtschaft und Arbeitswelt. Verantwortung für das soziokulturelle Leben und für die Gesellschaftspolitik (15. Januar bis 26. März 1991, München)

Walter Kerber SJ, München
Lothar Roos, Bonn
Karl Homann, Ingolstadt
Hans Maier, München
Waldemar Molinski SJ, Wuppertal
Valentin Zsifkovits, Graz
Ottmar Fuchs, Bamberg
Eugen Biser, München
Dietmar Mieth, Tübingen
Gerfried W. Hunold, Tübingen

Nr. 4, Juli/August 1991/21. Jg.

Verantwortung für das menschliche Leben. Verantwortung für die Zeugung des Lebens, für das ungeborene Leben, für das verlöschende Leben (1. Juni 1991, München)

August Wilhelm von Eiff, Bonn
Alfons Auer, Tübingen
Ingolf Schmid-Tannwald, München
Wilhelm Ernst, Erfurt
Hans-Bernhard Wuermeling, Erlangen-Nürnberg
Johannes Gründel, München

Das Regensburger Religionsgespräch im Jahr 1541. Rückblick und aktuelle ökumenische Perspektiven (26./27. April 1991, Regensburg)

Walter Ziegler, München
Karl Hausberger, Regensburg
Georg Kretschmar, München
Wolfgang Beinert, Regensburg
Hans-Martin Barth, Marburg

Gilt das Gesetz des Dschungels? Moral im Straßenverkehr (5. Mai 1991, München)

Karl-Heinz Lenz, Bergisch-Gladbach
Walter Schneider, Hamburg
Volker Gerhardt, Köln
Volker Eid, Bamberg

Lehramtlicher Mut zur Realität. Die Enzyklika „*Centesimus annus*“. Vor einer neuen Phase der Soziallehre? (25. Mai 1991, München)

Walter Kerber SJ, München

Nr. 5, September/Oktober 1991/21. Jg.

Christentum in Lateinamerika. Zum 500. Jahrestag der Entdeckung Amerikas (7. bis 9. Juni 1991, Tutzing)

Geiko Müller-Fahrenholz, Costa Rica
Michael Sievernich SJ, Frankfurt
Hans-Jürgen Prien, Marburg
Pablo Sudar, Buenos Aires
Milton Schwantes, Sao Paulo
Wolfgang Pannenberg, München
Hans Waldenfels SJ, Bonn

Abend-Kolleg. Leben aus christlicher Verantwortung. Verantwortung für das partnerbezogene und familiäre Leben. Verantwortung für das menschliche Leben (9. April bis 11. Juni 1991, München)

August Wilhelm von Eiff, Bonn
Eberhard Schockenhoff, Regensburg
Hermann Hepp, München
Matthäus Kaiser, Regensburg
Günter Virt, Wien
Rita Süßmuth, Bonn
Hans Kramer, Bochum
Bernhard Stoeckle, Freiburg
Volker Eid, Bamberg

Zwischen Enttäuschung und Erwartung. Kirche und bildende Kunst. Möglichkeiten und Probleme eines Dialogs (13. Juli 1991, München)

Theodor Wolf OSB, Ettal
Wieland Schmied, München
Rainer Volp, Mainz

Nr. 6, November/Dezember 1991/21. Jg.

Deutsche Politik vor neuer internationaler Verantwortung (27./28. September 1991, München)

Wolfgang Schäuble, Bonn
Irmgard Adam-Schwaetzer, Bonn
Peter Glotz, Bonn
Theo Waigel, Bonn
Joseph Rovani, Paris

Abend-Kolleg. Leben aus christlicher Verantwortung. Verantwortung für das spirituelle und kirchliche Leben (18. Juni bis 11. Juli 1991, München)

Wilhelm Ernst, Erfurt
Hanna-Renate Laurien, Berlin
Paul Michael Zulehner, Wien
Wolfgang Frühwald, München

Evolutionstheorie und Schöpfungsglaube. Ein Spannungsverhältnis im Wandel (5./6. Oktober 1991, München)

Arnulf Schlüter, München
Helmut Baitsch, Ulm
Karl Schmitz-Moormann, Dortmund
Rudolf Mosis, Mainz

Erneuern und Bewahren. Der Weg Sachsens in die gesamtdeutsche Hochschullandschaft (17. Juli 1991, München)

Hans Joachim Meyer, Dresden

B 215 75 F

zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

21. Jahrgang Nummer 2

München, 1991



Korff: Gesamtvernetzung

Andererseits überschreitet der Mensch in der technisch-wissenschaftlichen Kultur die Schwelle zu einem Daseinsverständnis, mit dem er das ihn umgreifende Potential der Natur überhaupt erst als schöpferische Chance seiner eigenen Selbstentfaltung als Vernunft- und Freiheitswesen wahrzunehmen und systematisch auf seine humanen Möglichkeiten hin zu übersetzen beginnt. Das aber impliziert zugleich Umbau der Natur auf ihn hin. Soll er zur tatsächlichen Ausfaltung der ihm von der Natur her gebotenen Möglichkeiten seines Menschseins gelangen, kann er dies nur über den ihm in der rationalen Technik eröffneten, zur Umgestaltung dieser Natur führenden Weg erreichen. Entsprechend rückt dann aber auch die von ihm zu gestaltende Ökonomie unter eine Zielvorgabe, für die die Rückbindung an die ökologischen Erfordernisse der Natur zwar eine notwendige, jedoch keineswegs schon zureichende Bedingung darstellt. Damit aber ist der Konflikt einprogrammiert. Eine schlechthin konfliktfreie Allianz zwischen Ökonomie und Ökologie kann es im Prinzip nicht geben. Erreichbar ist hingegen ein je und je herzustellendes, möglichst stabiles Fließgleichgewicht zwischen Ökonomie und Ökologie.

Als defizitär erweisen sich technische Errungenschaften entsprechend dort, wo ihre Nebenwirkungen in Abkoppelung von dem stets mitverantwortenden humanen und ökologischen Gesamtzusammenhang unaufgearbeitet bleiben. Hier aber – und nur hier – liegt das eigentliche Problem. In der Zuordnung von Mensch und Natur wird eine Interdependenz sichtbar, der durchaus moralische Qualität zukommt und die entsprechend einer eigenen Kennzeichnung bedarf. Es geht um die Rückbindung unserer Kulturwelt in das sie tragende Netzwerk der Natur. Das Band, das hier alles zusammenschließt, heißt dann aber nicht Solidarität, sondern „Retinität“: Gesamtvernetzung.

Güterabwägung

Dennoch müssen wir jetzt noch einen weiteren grundsätzlichen Schritt tun, wollen wir auch zu konkreten Handlungsweisungen kommen. Es geht um die Aufklärung jener Problematik, wie sie in jedem komplexen ethischen Entscheidungsprozeß zutage tritt – also nicht nur in Entscheidungsprozessen umweltethischer Art – und nach entsprechenden Lösungskriterien verlangt. Wir brauchen neben klaren ethischen Prinzipien auch ebenso klare Maßstäbe für die konkrete Güter- und Übelabwägung, mit der wir es hier immer auch zu tun haben.

Es ist gewiß nicht zu leugnen, daß es inzwischen in vielen Bereichen eine Reihe von Fortschritten zu umweltverträglicheren Formen der Güterbeschaffung und -nutzung gibt. Die Produktion macht sich also durchaus umweltethische Prinzipien zu eigen. Es gibt erfreuliche Entwicklungen, mit denen wir uns übrigens zugleich eingestehen, daß die darin überwundene vorausgehende Praxis ethisch eben nicht oder nicht voll rechtfertigungsfähig war. Aber es steht umgekehrt auch vieles aus. Wir haben keinen Grund, es bei den zum Teil gewiß respektablen, jedoch, gemessen an den noch zu lösenden Aufgaben, immer noch völlig unzureichenden Erfolgen

bewenden zu lassen. Allein die ökologischen Folgen der Nutzung unserer fossilen Energien, Kohle und Öl, sind – global betrachtet – dramatisch. Von einem wie auch immer erreichbaren Optimum an Konfliktminimierung sind wir jedenfalls noch weit entfernt. Wir brauchen unsere ganze Kreativität, um zu tragfähigeren Lösungen zu gelangen.

Eines freilich kann uns bei allem guten Willen und auch bei noch so großem Einfallsreichtum nicht gelingen, nämlich einen Zustand herzustellen, in dem die technischen, die ökonomischen, die sozialen und die ökologischen Zielvorgaben ganz und gar harmonisch miteinander vermittelt sind. Konfliktfreie Lösungen gehören dem Bereich der Utopie an. Sie sind unter den Bedingungen einer kontingenten Welt nicht erreichbar. So ist es denn nicht verwunderlich, daß uns immer nur relativ gute Verwirklichungen gelingen. Ohne Güterabwägung, und d. h. immer auch ohne gleichzeitige Inkaufnahme von Übeln geht in Wahrheit nichts auf. Wir müssen uns dieser Tatsache in Akzeptanz unserer Geschöpflichkeit und mit wachem Gewissen stellen. Die Flucht in den Handlungsverzicht ist jedenfalls keine Lösung: Es gibt keine folgenlose Einhaltung. Eine Lösung bietet jedoch ebensowenig auch ein Zynismus, der sich über alle Voraussetzungen und Folgen hinwegsetzt: Der Zweck heiligt keineswegs die Mittel. In beiden Fällen wäre der Untergang des Ganzen programmiert. Güterabwägung liegt so nach durchaus nicht „unterhalb des Anspruchs der Ethik“, sie ist vielmehr deren Ernstfall.

Die ethische Tradition hat diesem Problem der Güterabwägung nicht ohne Grund ihre besondere Aufmerksamkeit geschenkt und hier vor allem im Rahmen ihrer Lehre vom „kleineren Übel“ wesentliche Grundforderungen herausgearbeitet, von denen ich in diesem Zusammenhang nur zwei nennen möchte. Danach ist – erstens – ein Tun, das einem sittlich guten Ziel dienen soll, nur dann gerechtfertigt, wenn die mit ihm verknüpften negativen Nebenwirkungen auf das jeweils geringstmögliche Maß gebracht werden.

Zweitens aber: in keinem Falle ist ein Tun gerechtfertigt, bei dem die als Nebenfolge eintretenden Übel größer sind als das Übel, das bei einem Handlungsverzicht eintreten würde. Damit ist m. E. der Weg zu einem Handeln gewiesen, das auch unter komplexen und schwierigen Umständen verantwortliches Handeln bleiben kann. Die so entfaltenen Grundsätze bewahren davor, die Mittel dem Zweck blindlings unterzuordnen und um eines guten Ziels willen die hierfür inkaufzunehmenden Übel um jeden Preis zu zahlen. Was man also damit gerade nicht rechtfertigen kann, ist die ihnen im Grunde zutiefst entgegenstehende Sentenz, daß der Zweck die Mittel heilige.

Die beiden Maximen haben in der Tat einen so hohen Plausibilitätswert, daß sie, bewußt oder unbewußt, allen ethisch ernsthaft geführten Diskussionen, bei denen es um Übel- und Risikoabschätzungen geht, zugrunde gelegt werden.

Doch ungeachtet dieser Tatsache erscheint mir hier noch ein anderes grundlegendes Moment bedeutsam. Wir müssen über jene sich heute breitmachende, alles lähmende Vorstellung hinauskommen, als ob wir uns mit dem Eintritt in die Welt der Technik in einer bloßen Welt der Übel bewegten. Homo faber ist kein Irrläufer der menschlichen Evolution. Technik gehört zum Wesen des Menschen. Der Mensch paßt sich der Umwelt nicht nur an, sondern gestaltet sie. Insofern ist Technik eine genuine, artspezifische Eigenschaft des Menschen, deren fortwährende Anwendung und Weiterentwicklung anhalten zu wollen genau so unsinnig wäre, wie einem Vogel das Fliegen zu verbieten. Technik ist von daher etwas prinzipiell Notwendiges. Positives, Gutes. In ihr schafft sich das „Bedürfnissystem Menschheit“ seine instrumentelle Form.

Dem korrespondiert ethisch die „Regulative Idee Menschenwürde“ und bleibt ihr als humanisierendes Prinzip zuzuordnen. Das Subjekt der instrumentellen Vernunft ist seiner Natur nach ein moralisches Subjekt. Die instrumentelle Vernunft muß sich als Vollzugsweise der Vernunft des moralischen Subjekts Mensch qualifizieren. Wo dies nicht geleistet wird, brechen jene Diskrepanzen auf, denen wir uns heute konfrontiert sehen. Die unbewältigten Nebenfolgen des technischen Fortschritts in bezug auf Umwelt, Arbeitswelt, Konsumwelt und Beziehungswelt sind nicht nur physische, sondern moralische Übel.

Um zu sachgerechtem Umgang mit den technischen Möglichkeiten zu gelangen, bedarf es keiner prinzipiell neuen Ethik. Der Mensch ist von Natur verant-

Technik – Kultivierung und Manipulierung

Wilhelm Korff

Die vielfältigen Formen der Verantwortung, die im Umgang mit der Schöpfung wahrzunehmen sind, betreffen nicht nur den einzelnen, sondern zunehmend die Menschheit als ganze. Sie sind zu deren Überlebensfrage geworden. Die Tatsache, daß die Natur zurückschlägt, wo ihre Ökologie zerstört und ihre Ressourcen geplündert werden, zeigt an, daß sich auf die Dauer kein Fortschritt auszahlt, der gegen das Strukturgefüge der Natur verläuft. Auf eine ethische Bestimmung gebracht bedeutet dies: Der gesamtgesellschaftliche Haushalt ist vom größeren Zusammenhang des Haushalts der Natur her auszulegen. Entsprechend kann als Fortschritt nur bezeichnet werden, was von den Bedingungen der Natur mitgetragen wird. Dies muß sich nicht notwendig auf jede einzelne Lebensform beziehen, die die Natur hervorgebracht hat. Das Aussterben beginnt nicht erst mit dem Auftreten des Menschen. Der Konflikt ist durchaus in die Schöpfung einprogrammiert und erweist sich als wesentliche Antriebskraft ihrer Evolution. Was aber zählt, ist der Verbund der jeweiligen Lebensformen im Reichtum ihrer Erscheinungen, ihre Stimmigkeit in der gegebenen und sich immer neu formierenden Vielfalt.

Menschliche Vernunft ist die Vernunft einer Natur, die in ihrem ebenso gewaltigen wie versehrbaren Potential nur in dem Maß verfügbar bleibt, als der Mensch respektiert, daß sie nicht darin aufgeht, allein für den Menschen dazusein. Der Natur kommt ein Überhang an Eigenbedeutung zu. Insofern bleibt es der menschlichen Vernunft grundsätzlich verwehrt, die Möglichkeiten ihres Könnens ungefragt zum Richtmaß ihres Dürfens zu machen. Hier setzt die Natur selbst die unerbittlichen Grenzen.

wortungs- und sittlichkeitsfähig. Er ist seinem Wesen nach moralisches Subjekt. Alle Technik- und Wirtschaftskritik, alle Kritik am Mißbrauch der instrumentellen Vernunft kann immer nur als Kritik am tatsächlichen geübten Verhalten, als Mangel an moralischem Verantwortungsbewußtsein gefaßt werden, nicht aber als Infragestellung der geforderten sittlichen Kompetenz und Verantwortungsfähigkeit des Menschen überhaupt. Der Mensch ist keine Fehlkonstruktion der Natur. Die These, daß er einer ethischen Steuerung des von ihm in Gang gesetzten technischen Fortschritts gar nicht fähig sei, ist ebenso falsch wie gefährlich. Zwischen moralischer und technischer Vernunft des Menschen klafft kein evolutionsgeschichtlich bedingter, unüberbrückbarer Abgrund. Der Mensch hat durchaus die Kompetenz, moralisch verantwortlich mit dem umzugehen, was er instrumentell kann. Dies zu leisten gehört zur Größe seiner Bestimmung. Nur wo wir dies einsehen, haben wir die zureichende Motivation, auch zu je und je besserer Technik zu gelangen oder – wenn notwendig – auf die Anwendung bestimmter Technologien zu verzichten.

Steuerungsmechanismen

Die Überzeugung, daß der Mensch das ihm technisch Mögliche auch moralisch zu steuern vermag, bedeutet jedoch noch nicht, daß damit auch schon jede Technik auf Akzeptanz trifft oder daß sich darüber in jedem Falle ein allgemeiner Konsens herstellen ließe. Auch das ist ein geschichtliches Novum. Erstmals rückt das Pro und Contra in Fragen der Vertretbarkeit von Technologien auf die Ebene kollektiver Überzeugungskonflikte. Genau dies aber wird man nicht leicht nehmen dürfen. Wo für einen Standpunkt Wahrheit beansprucht wird – und darum geht es hier – bleiben Zugeständnisse ausgeschlossen. Überzeugungskonflikte lassen im Gegensatz zu bloßen Interessenkonflikten keine Kompromisse zu. Sie entwickeln ihr eigenes moralisches Pathos. Man wird abwägungsfeindlich, tendiert zum Grundsätzlichen, Bekenntnishaften. An die Stelle von Sachfragen treten Prinzipienfragen. Hier ist leicht der Punkt erreicht, an dem Toleranz schwierig wird. Dann aber beeindruckt auch nicht mehr der Verweis auf demokratische Spielregeln. Mit der Frage der Akzeptanz stellt sich plötzlich die Frage der politischen Loyalität. Wir müssen deshalb alles daran setzen, daß sich solcher Streit um die Technik nicht zu einer neuen Form von Fundamentalpolarisierung unserer Gesellschaft ausweitete.

Der Mensch kann ohne Zweifel mehr, als er bisher erreicht hat. Er ist mit der bleibenden Fähigkeit ausgestattet, sich selbst zu überbieten, seine Bestände an Wissen und Können zu mehren, gegebene Strukturen zu verändern und in neue Weiten vorzustoßen.

Dennoch bleibt er in all seinem Ausgreifen der Endliche, eingebunden in das Potential einer Welt, das ihn in seiner Endlichkeit je und je neu begrenzt. Jeder medizinische, jeder technische, jeder wissenschaftliche, jeder wirtschaftliche Fortschritt schafft zugleich neue Probleme. Es gibt keinen Fortschritt, der nicht seinen Preis hat. Bekommen wir das eine Übel in den Griff, entstehen uns dadurch zugleich andere. Wollen wir sonach zu stimmigen, das Ganze voranbringenden Lösungen kommen, so können wir dies nur durch eine Optimierung der jeweils konkurrierenden Zielgrößen erreichen. Optimierung hat durchaus etwas mit vorausschauender Planung zu tun. Es geht gerade nicht darum, Löcher zu stopfen, sondern um lernbereites Vorausdenken im Rahmen dessen, was möglich ist: Zukunft antizipieren und das als relevant Erkannte in unsere Verantwortung hineinzunehmen und in Handeln umzusetzen. Andererseits geht dies nicht ohne Kompromiß, und zwar auch nicht unter den Voraussetzungen eines noch so guten Willens. Dies macht deutlich, daß sich keine ein für allemal stimmige Lösung erreichen läßt. Nichts geht nahtlos auf, wie dies eine konfliktfreie Moral einreden möchte. Das unentrinnbare Fazit: Der Antagonismus von Unbegrenztheit und Begrenztheit, von Größe und Elend, von Komplexität und Entropie ist ein das menschliche Dasein generell charakterisierender Sachverhalt. Der Mensch kann offenbar mehr, als er bisher geleistet hat, er kann aber in Wahrheit zugleich weniger, als er zu seinem endgültigen Gelingen braucht.